

Denkanstoss: Nachbarschaft

am Dienstag, 21. November 2023 um 19 Uhr

Impuls und Notizen von Wolfgang Teichert

I. Impuls

1. Wohnen betrifft einen Jeden in seinem unmittelbaren Refugium. Weil Nachbarn einander auf der Pelle sitzen, unterliegt ihre Beziehung prinzipiell einer Dynamik. Und ein ungerührtes Nebeneinander scheint eher die Ausnahme denn die Regel. Mit anderen Worten:

Nachbarschaften sind augenscheinlich stabiler, wenn sie eine gewisse Homogenität aufweisen. Soziale Netzwerke erweisen sich als stärker, wenn Lebensstil und ökonomischer Status sich ähneln. Besteht die Wahl zwischen zwei Nachbarn, die während der eigenen Abwesenheit nach dem Rechten schauen, wird gewöhnlich zuerst derjenige gewählt, der dem eigenen Lebensstil nähersteht.

2. Vor sieben Jahren (2016) veröffentlichte Nancy Rosenblum, emeritierte Professorin für „Ethics in Politics and Government“ an der Harvard University ein Buch über Nachbarn („Good Neighbors – The Democracy of Everyday Life in America“). Darin erklärt sie: „Die meisten Menschen wollen mit ihren Nachbarn gar nicht über Themen wie Politik oder Religion sprechen, für solche Gespräche gibt es unzählige andere Orte und Gelegenheiten. Ich bin der Meinung, dass diese besondere Beziehung namens „Nachbarschaft“ einen Wert hat, den es aufrecht zu erhalten gilt, ähnlich wie bei einer Familie: Brichtst du mit deiner Mutter wegen einer politischen Meinungsverschiedenheit? Klar ist das schwierig, aber meistens kriegen wir es irgendwie hin, weil wir finden, dass diese Beziehung schützenswert ist. Mit Nachbarn ist es genauso.“

3. Nachbarschaftsbeziehungen sind unabhängig von Institutionen und Organisationen. Sie sind persönlich, individuell und geprägt von unmittelbarer, physischer Nähe. Für diese sehr spezielle Beziehung gibt es aber keinerlei ausformulierten Ethos, außer dass Nachbarsein bedeutet, irgendwie ein anständiger und moralischer Mensch zu sein. Den konkreten Umgang mit Nachbarn muss man freilich untereinander selbst bestimmen und festlegen, also wäre es ein „Geben und Nehmen“. Nachbarn wohnen nebeneinander, nicht unbedingt miteinander! So schreibt eine Bloggerin: „Nachbarschaft ist nichts Schönes und keine Bereicherung“. Sie fährt fort: „Nachbarschaft sind Zwangsbekanntschaften mit Menschen, vor denen man sich schützen sollte. In repressiven Staatssystemen waren es oberflächlich nette Nachbarn, die einen denunzierten - trotz jahrelangen Milchausborgens. Nachbarn sind die Ersten, die dir für den eigenen Vorteil die Stasi auf den Hals hetzen. Nachbarn belästigen irgendwann deine Teenagertöchter. Nachbarn zetteln jahrelange Gerichtsverhandlungen wegen Gartenzäunen an. Wenn harte Zeiten kommen, so rate ich jedem: Verbarrikadiert euch als Erstes vor den Leuten von nebenan.“

4. Aber: Irgendjemandes Nachbar sind wir alle, sehen uns Erwartungen an gute Nachbarschaft gegenüber und hegen eigene Wünsche. „Gesunde Nachbarschaft bedeutet für mich, dass Miteinander, Nebeneinander und Ohneinander in guter Balance sind“, sagt denn auch eine Nachbarschaftsexpertin!

Nachbarschaft nämlich ist zunächst nur die Tatsache der räumlichen Nähe und zeitlichen Dauer. Nachbarn sind aufgrund ihres Wohnortes über einen längeren Zeitraum aufeinander bezogen. In diesem von Kontinuität geprägten Lebenszusammenhang kommen nicht nur unterschiedliche historische Raum- und Beziehungsdimensionen in den Blick – von dörflichen Gemeinschaften zu Mietskasernen über benachbarte Städte und Gemeinden bis hin zu Nachbarländern und inszenierten Wahlnachbarschaften in Schul- und Städtepartnerschaften.

5. Gleichzeitig ist Nachbarschaft ein sensibles Wechselspiel von Nähe und Distanz. Georg Simmel (1908) beschreibt Nachbarn als die „Anderen“. Der Nachbar ist "der Fremde, der schon immer da war" und man ist gezwungen mit ihm auszukommen. Dieses Bedürfnis nach Distanz symbolisieren Grenzziehungen durch Hecke, Mauer oder Stacheldraht. Mindestens gleichrangig bedeutsam sind aber auch durchaus fragile, identitätsrelevante Grenzziehungen zwischen dem Fremden und dem Eigenen. Hier spiegeln sich komplexe Phänomene politischen, sozialen, religiösen oder ethnischen Wandels.

6. Betrachtet man die Geschichte der Migration, dann schufen neue Nachbarn z.B. mit Teestuben oder Trattorien auch neue Orte interkultureller nachbarschaftlicher Kommunikation. Gerade im Spannungsfeld des Fremden und des Eigenen stellt sich hier die Frage, wie viel Nähe und Distanz nachbarschaftliche Integration der "Anderen" braucht und welche Konfliktlinien sich in neu konstituierenden Nachbarschaftsverhältnissen zeigen.

7. Nachbarschaft ist eine Not- und Hilfsgemeinschaft. Dies trifft nicht nur auf ganz alltägliche Formen der Unterstützung bei der Kinderbetreuung oder beim Aushelfen mit Lebensmitteln zu. Nachbarschaft ist aber auch Raum sozialer Kontrolle, in dem Werte und Normen einer Gemeinschaft ausgehandelt und durchgesetzt werden können. Der Nachbar beobachtet, moniert, diskutiert und ahndet auch nachbarschaftliches Verhalten. Hinter dem Ausruf: "Was sollen bloß die Nachbarn denken!" verbergen sich unterschiedliche Formen der Selbstbeschränkung, denn Nachbarschaft wirkt gleichzeitig als Sozialisations- und Kontrollinstanz. Wo sind die Grenze zwischen gemeinschaftsstiftender Kontrolle und Überwachung, zwischen Privatem und Öffentlichem? Wann wird Nachbarschaft vom Ort sozialer Kontrolle zum Ort staatlich instrumentalisierter politischer Überwachung?

8. *"Die Kirche sagt, du sollst deinen Nachbarn lieben. Ich bin überzeugt, dass sie meinen Nachbarn nicht kennt."*, soll Peter Ustinov einmal gesagt haben. Auch der Psalm kennt Verse, die dieses Gefühl teilen: *Wir sind bei unsern Nachbarn zur Schmach geworden, zu Spott und Hohn bei denen, die um uns her sind* (Psalm 79,4). Immer wieder jedoch unterstreicht die hebräische Bibel die Forderung eines nachbarschaftlichen Miteinanders, den Schutz des Fremden und die Beistandspflicht gegenüber den Armen und Ausgestoßenen mit Verweis auf die Heiligkeit Gottes. Die griechische Bibel und Jesus erzählen Geschichten mit der Frage: Für wen bin ich der Nachbar (Nächste)? Der Nachbar ist der, für den man das Naheliegende tut, milieu- und grenzüberschreitend, Kennzeichen des frühen Christentums. Es gibt eine Initiative: *Triff Deinen Nachbarn!* Die evangelische Pfarrerin Christine Schliesser dazu: Der Name ist Programm: *Meet your Neighbour*. Es geht darum, dass man seinen Nachbarn kennenlernt. Vielleicht könnte ich ja auch einmal „Hallo“ sagen. Es geht gar nicht so sehr darum, dass man dann beste Freunde wird. Es geht darum, darauf aufmerksam zu werden,

dass man nicht alleine auf der Welt ist. Oder anders gesagt: Zusammen ist man weniger alleine.

II. Das Gespräch

Das Gespräch könnte man so resümieren: Man kann und sollte in der Nachbarschaft und im Nebeneinander anfangen, wenn man der Barbarei begegnen will. So - vielleicht - ließe sich von unten ein soziales Netzwerk knüpfen. Auch, wenn man sich, wie viele Künstler, am Nachbarn stört: Reinhard Mey: „Irgendein Depp mäht irgendwo immer“; mit diesem Song begann der Abend.

Beispiele für gelungene und misslungene Nachbarschaften wurden genannt: Du brauchst unbedingt noch einen Kuchen für den Geburtstag deiner besten Freundin, aber du hast mal wieder keine Eier mehr im Kühlschrank – ah ja, Milch auch nicht. Deine Goldstücke Nachbar*innen helfen dir natürlich gerne aus.

Oder aber: Die Eier werfen sie dir gegen die Tür, weil deine Geburtstagsparty, die immerhin einmal im Jahr stattfindet, einfach nicht in Ordnung ist. Die Nachbar*innen kann man sich eben nicht aussuchen. Auch, wenn in der Haushälfte nebenan ein junges Paar eingezogen ist, das sich nicht vorstellt.

Nachbarn als bleibend Fremde?

Wir sagen: **Die Zauberformel** heiße: „Höfliche Distanz“. Und so grüßt man und hilft, lässt sich aber ansonsten in Ruhe. Die eigene Wohnung begreifen einige in der Runde als Rückzugsort, als privates Himmelreich, als Schutzhaut gegen die stressige Außenwelt. Zu der gehören eben auch die Nachbarn. Etwa dann, wenn sie Lärm verursachen. Ärgerlich, aber selbst das ist für die meisten Menschen kein Grund, beim Nachbarn zu klingeln.

Zuerst wenden wir uns **den Zukunftsformen von Nachbarschaft** zu: Man sei nicht mehr ökonomisch auf seine Nachbarn angewiesen und man teile mit ihnen auch nicht mehr notwendigerweise dieselben Normen. Die Gemeinsamkeiten mit den Nachbarn werden auf das Leben jenseits des Berufs eingengt. Die Idee gemeinschaftlicher Aktivitäten und gegenseitiger Unterstützung bei Wohnprojekten brauche viel persönliches Engagement, die Ursprungsgedanken auf die Dauer in den Alltag umzusetzen. Es gebe mancherlei Erfahrungen, dass sich das „Mehrgenerationenhaus“ auf die Länge der Zeit schwer durchhalten lässt. Hingewiesen wurde auf die Allmende Wulfspelde im Osten Hamburgs, die von den Nachbarn gemeinsam genutzt und verwaltet werde, auch wenn das Allmende-Konzept eher selten verwirklicht werde.

Jedoch fänden sich auch heute noch produktive nachbarliche Hilfeleistungen, z.B. dann, wenn die Kinder noch zur Schule gehen und dann wieder, wenn sie aus dem Haus sind. Diese neuen, inszenierten Nachbarschaften junger Familien sind ein Beispiel für gewolltes Nahebeieinander-Wohnen von Menschen ähnlicher Lebenslagen und Interessen.

Ein vergleichbares Phänomen fände sich in den Kolonien der **Zuwanderer**. Auch in deren Quartieren bilden sich häufig engere nachbarliche Kontaktnetze (Beispiel Neuallermöhe). Dahinter verbergen sich oftmals Verwandtschaftssysteme, die sich über räumliche Nähe zu festigen suchen. Es kann sich aber auch um importierte Nachbarschaften handeln, wenn Angehörige desselben Dorfes im Herkunftsland sich in der Fremde wieder als Nachbarn

niederlassen. Zuwanderer ziehen möglichst dorthin, wo sie Verwandte oder Bekannte finden, das Phänomen der „Kettenwanderung“. Der neu Zugewanderte, der typischerweise noch nicht in den Arbeitsmarkt und die sozialstaatlichen Netze integriert ist, findet hier Hilfen, erste, häufig informelle Arbeitsmöglichkeiten, Menschen, die seine Sprache sprechen, Schutz vor Isolation und Informationen über die neue Umgebung. Solche ethnischen Nachbarschaften sind Brückenköpfe vertrauter Heimat in der Fremde, die den Schock der Migration mildern und so wichtige Funktionen im Prozess der Integration erfüllen. Es müssen nicht immer gleich „Parallelgesellschaften“ sein.

Auch **die Alterung der Bevölkerung** stärke wieder die Bedeutung von Nachbarschaften. Diese historisch einmalig lange Zeit des Alters werde zu drei Vierteln der wachen Zeit in der eigenen Wohnung und der näheren Wohnumgebung verbracht, weil der Hauptgrund, das Wohnquartier zu verlassen, die Berufstätigkeit, fortgefallen ist; später dann auch aufgrund eingeschränkter Mobilität. Dabei dominiert ein Wunsch: in der eigenen Wohnung, in der gewohnten Umgebung und in der vertrauten Nachbarschaft alt zu werden. Der demografische Wandel wird deshalb die Bedeutung des Wohnquartiers und der Nachbarschaft enorm verstärken, so eine These.

Eines jedoch lasse sich **nicht professionalisieren und gegen Geld verfügbar machen**, was aber alte Menschen am dringendsten benötigen: Achtung der Person, Vertrauen und Liebe. Das seien Qualitäten menschlicher Beziehungen, die gebunden bleiben an die informellen Netze von Verwandtschaft, Freundschaft und eben Nachbarschaft, die über lange Zeiträume aufgebaut sein müssen, um sich als verlässliche Netze eines humanen Alters bewähren zu können.

Jemand wendet eine **Rilkebemerkung** zur Ehe auf „Nachbarschaft“ an: Es handle sich bei Nachbarschaften nicht darum, durch Niederreiung und Umstürzung aller Grenzen rasche Gemeinsamkeit zu schaffen, vielmehr sei gute Nachbarschaft die, „in welcher jeder den anderen zum Wächter seiner Einsamkeit bestellt und ihm dieses größte Vertrauen beweist, das er zu verleihen hat“.

Der Hinweis auf Einsamkeit führte dann zum Statement, dass **Fremdheit in Nachbarschaften** anzunehmen sei als **Möglichkeit des Alleinseins**, also weitgehend unabhängig von sozialen Interaktionen auf sich selbst konzentriert. Das enthalte von vornherein beide Möglichkeiten: ein positives Empfinden von Autonomie hinsichtlich der Gelegenheit, sich ohne Störung durch konkrete Andere auf sich selbst zurückziehen zu können, oder aber das negative Empfinden von **Einsamkeit**, das heißt das Gefühl einer unfreiwilligen sozialen Isolation von Anderen.

Unabhängig davon, ob man „das menschliche Wesen“ als existentielle Einsamkeit oder als aufeinander angewiesene Verbundenheit versteht, bleiben eben zwischen Nachbarn oft „unendliche Fernen“ (Rilke) bestehen, aus denen dann doch ein „ein wundervolles Nebeneinanderwohnen erwachsen kann“. Vorausgesetzt, wenn es gelingt, „die Weite zwischen sich zu lieben, die ihnen die Möglichkeit gibt, einander immer in ganzer Gestalt und vor einem großen Himmel zu sehen“. (Rilke)

Das Stichwort vom großen Himmel markierte dann den Übergang **„Nachbarschaft zu taufen“**: „Und schuf dem Menschen ein Gegenüber...“ heiße es in der Genesis, die damit

Nachbarschaft im Spannungsfeld zwischen Autonomie und Angewiesensein sieht. Das „Zwischen“ den Nachbarn (Zaun, Hecke, Tür, Flur) werde zum Raum, wo sich entscheidet, wie die Nachbarn mit Autonomie und Angewiesenheit umgehen.

Ist es der Raum, der vorschnell von anderen, z.B. von erlernten inneren Stimmen, von institutionellen Vorgaben, von politischen oder ökonomischen Ansprüchen und Grenzen gefüllt zu werden droht oder aber ein räumliches Nebeneinander, in dem sich auch Begegnung, Erfüllung und Zeigen von Bedürftigkeit (Vulnerabilität) ereignen kann. Religiös gesehen leuchte dann auf, dass jeder Mensch ein besonderes Geschöpf ist. Dies im nachbarschaftlichen Auskommen zu erfahren, sind kostbare Momente.